

# Wissenschaftskonzepte und Wissenschaftspraxis der „De-De-Errologen“: Akteure und Konjunkturen. Zur Historisierung der DDR-Forschung in der Bundesrepublik seit 1949



VON  
JENS HÜTTMANN

## I. „De-De-Errologie“

Die friedliche Revolution von 1989 hatte nicht das Ende der DDR-Forschung zur Folge, wie einige prominente DDR-Forscher der alten Bundesrepublik nach dem „Prognosedebakel“ (Klaus v. Beyme) – dem nicht vorhergesehenen Zusammenbruch des „sowjetischen Lagers“ – vermutet hatten. Vielmehr wurde die Geschichte der DDR im vereinigten Deutschland, wie Hans-Peter Schwarz formulierte, zur „Goldgrube der deutschen Zeitgeschichte“. Gerade als historisches Untersuchungsobjekt fand die DDR weitreichendes Interesse der Forschenden. Allein in Deutschland wurden seitdem ca. 1800 Forschungsprojekte durchgeführt und die beiden Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages legten 1995 und 1999 in ihren beiden Abschlußberichten sage und schreibe 27.000 Druckseiten vor.

Der „Forschungsboom“ verdeckte jedoch, dass 1990 keineswegs der Nullpunkt der Forschungsentwicklung gewesen war: Bereits seit Gründung der Bundesrepublik hatte sich im Laufe der vierzigjährigen Geschichte der DDR eine Community von etwa 300 Wissenschaftlern etabliert. Die „De-De-Errologen“, wie der FAZ-Redakteur Ernst-Otto Maetzke sie 1967 anlässlich der ersten offiziellen DDR-Forschertagung in Tutzing nannte, forschten in West-Berlin, Köln, Erlangen, Bielefeld, Marburg, Bonn, Mannheim, Tübingen und München. Seit den späten 1960ern Jahren existierten zudem DDR-Forschungszentren außerhalb der Bundesrepublik, etwa in den USA, Großbritannien und Frankreich.

Heutzutage steht diese Geschichte eigentümlich unvermittelt neben den aktuellen Forschungen zur DDR-Geschichte. In diesem blinden Fleck – der die ‚alte‘ von der ‚neuen‘ DDR-Forschung abtrennt – liegt der Ausgangspunkt der Untersuchung: Dargestellt wird der historische Zusammenhang, in dem die westdeutsche DDR-Forschung entstanden ist, analysiert werden ihre Konjunkturen – die historisch wandelbaren und historisch bedingten Wissenschaftskonzepte und Deutungen zur DDR in der Bundesrepublik seit 1949.

Lässt sich mit einer solchen Historisierung sagen, ob wir es in der gegenwärtigen Forschungslandschaft mit einer Verbesserung, einer Vermehrung oder primär einer Entwertung vorhandener Erkenntnisse über die DDR zu tun haben? Die Untersuchung beantwortet diese Frage, in dem der blinde Fleck sichtbar gemacht wird – und ältere Ansätze der DDR-Forschung neu entdeckt und mit den Forschungsanstrengungen nach 1989 in Beziehung gesetzt werden.

Im Zentrum stehen die Wissenschaftskonzepte und die Wissenschaftspraxis der Akteure, die in diesem Feld tätig waren und sind. Deutlich wird die Vielfalt der Forscher und Konjunkturen vor 1989, die mehr war als nur die Auseinandersetzung zwischen „Immanenz- und Totalitarismusansatz“. Dargestellt wird ein heterogenes Feld unterschiedlicher Ansätze und Themen, Disziplinen, Forschungspraktiken und lebensgeschichtlicher Erfahrungen.

Es rücken Institutionen in den Blick wie etwa das „Ministerium für gesamtdeutsche Fragen“ (ab 1969 „Ministerium für innerdeutsche Beziehungen“), Forscherzirkel am „Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung“ und an dessen Vorläufer, dem „Königsteiner Kreis“, die „Forschungsstelle für gesamtdeutsche wirtschaftliche und soziale Fragen“, das „Gesamtdeutsche Institut“ in Bonn, der „Arbeitsbereich DDR-Geschichte“ der Universität Mannheim, das Institut für politische Wissenschaft (später ZI 6) der FU Berlin, Publikationsorte wie das „Deutschland Archiv“ (vormals „PZ-Archiv“ und „SBZ-Archiv“), das Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam (ZZF) und der Forschungsverbund SED-Staat an der FU Berlin – um nur einige zu nennen.

## II. Materialprobleme und Betroffenheiten der

„Sonderdisziplin“: Kontexte der Forschungsentwicklung

Will man die „De-De-Errologen“ und ihre historisch bedingten Wissenschaftskonzepte und Deutungen der DDR angemessen beurteilen, gilt es, drei charakteristische Besonderheiten anzuerkennen, die sich für Forscher in anderen sozialwissenschaftlichen Feldern so nicht stellen:

*Erstens* waren alle Forschenden innerhalb ihrer Forschungspraxis mit enormen Materialproblemen konfrontiert: „Die DDR war ein Staat, der gezielt alles daran setzte, nicht erforscht zu werden“, kommentierte Hannsjörg F. Buck 1997 in einem Rückblick auf seine Anstrengungen vor 1989.

Zur Verfügung standen öffentlich zugängliche Statistiken und Presseerzeugnisse, DDR-Literatur, offizielle Parteiprogramme der SED und ihrer Blockparteien, wissenschaftliche Zeitschriften wie etwa die „Einheit“. Darüber hinaus besaßen die Forscher unterschiedliche Mittel und Wege, um auch weniger offizielles Material zu beschaffen und für Forschungszwecke zu nutzen. Bis 1961 ergänzten Meinungsumfragen, Interviews mit DDR-Bürgern, Beobachtungen und Erfahrungen aus der DDR das Bild. Insgesamt war die Materialgrundlage, um DDR-Forschung in

der Bundesrepublik zu betreiben, jedoch schlecht. Insbesondere gegenüber den verfügbaren offiziellen Dokumenten war also besondere Skepsis geboten.

Vergleichsweise leicht zugänglich waren Materialien zum politischen und rechtlichen System. Die Folge war eine Fülle von Arbeiten, die den Schwerpunkt auf gesellschaftliche Steuerungsprobleme und die Erforschung der Eliten in der DDR legten. Das Gleiche gilt für Themen, die wirtschaftliche Fragen sowie die Geschichte der DDR (und ihres Geschichtsbildes) betreffen. Demgegenüber bestand vor 1989 lange Zeit ein Mangel an Analysen zur politischen Kultur und Sozialstruktur, zum Alltag der Menschen, ihrer Lebenswelt und den Mentalitäten der Bevölkerung in der DDR.

*Zweitens* waren und sind bis heute alle Forschenden in besonderer Weise mit dem Werturteilsproblem konfrontiert, also mit der Frage, ob – und wenn ja, wie weit – die eigene Standortgebundenheit die Forschungsergebnisse mit beeinflussen darf. Die Frage nach den normativen Orientierungen ist für die DDR-Forscher so wichtig, weil in ihrer Alltagspraxis die persönliche Nähe zum Forschungsgegenstand ein konstitutives Element darstellt. Das heißt, dass die „De-De-Errologen“ zu einem großen Teil (mit gewichtigen Ausnahmen!) selbst lebensgeschichtlich von ihrem Forschungsgegenstand betroffen waren und sind.

Dies gilt nicht allein für die Situation nach dem Mauerfall, als zahlreiche Bürgerrechtler mit ihren eigenen historischen Erfahrungen der DDR-Forschung wichtige Impulse verliehen. Die Basis lebensgeschichtlicher Erfahrungen war von Anfang an konstitutiv für das wissenschaftliche Feld, auch für die „SBZ-Forschung“ der 1950er Jahre: Allein an der Freien Universität Berlin forschten so unterschiedliche Akteure wie Otto Stammer, Ernst Richert und Carola Stern, die alle aus der „Zone“ geflüchtet waren, aber auch Karl C. Thalheim, der als NSDAP-Parteimitglied seit 1931 als Privatdozent an der Handelshochschule Leipzig, seit 1940 an der Universität Prag lehrte und ab 1951 Professor am Osteuropa-Institut der FU Berlin war, ebenso wie Arcadius R. L. Gurland, der in Moskau geboren in Berlin aufwuchs, mit seiner Familie 1933 vor den Nazis fliehen musste und seit 1952 am Institut für politische Wissenschaft (IfpW) der FU Berlin wirkte.

Die Berliner „SBZ-Forschung“ der 1950er Jahre wurde sowohl von zurückgekehrten Emigranten, ‚Zonenflüchtlingen‘ als auch NS-Belasteten etabliert. Alle versuchten, die eigenen historischen Erfahrungen in die Sprache wissenschaftlicher Forschung zu übersetzen – trotz (oder gerade wegen?) eigener Betroffenheit.

*Drittens* liegt die wissenschaftshistorische Besonderheit des Themas jedoch nicht nur darin, dass die westdeutschen DDR-Forscher in der Regel Männer und Frauen mit eigenen lebensgeschichtlichen – zumeist negativen – Erfahrungen waren.

Zusätzlich waren die negativen lebensgeschichtlichen Erfahrungen mit einem Prestigeproblem verbunden: DDR-Forschung galt in anderen Forschungskontexten nicht selten als problematisch, da sie ‚nicht wissenschaftlich genug‘ sei. Diese innerwissenschaftlichen Anerkennungsprobleme zeigten sich auch in der westdeutschen Öffentlichkeit. Deutlich wird dies durch die Bezeichnung der „De-De-Errologen“, mit der der FAZ-Redakteur Maetzke sich von ihnen ironisch distanzierte. Aber nicht nur in einer als konservativ geltenden Zeitung wurden die Forschenden auf diese Weise abgewertet. Auch innerhalb der DDR war der Begriff in den Gesellschaftswissenschaften üblich, etwa wenn ostdeutsche Wissenschaftler die Entwicklungstendenzen der ausschließlich als „Klassenfeind“ beurteilten westdeutschen DDR-Forschung nachzeichneten.

Wenn auch ich von der „De-De-Errologie“ spreche, tue ich dies nicht, um diese negative Sicht zu reproduzieren. Vielmehr soll mit dieser Bezeichnung die Stellung der DDR-Forschung als „Sonderdisziplin“ innerhalb der deutschen Sozialwissenschaften betont werden. Im Vergleich zu den ‚Mutterwissenschaften‘ wie Soziologie, Politologie und Geschichtswissenschaft standen die „De-De-Errologen“ eher am Rande, ihr Prestige war – ähnlich dem der „Sowjetologen“ – gering. An den westdeutschen Hochschulen war sie mit einigen Ausnahmen nur wenig institutionalisiert.

Aufgrund dieses Status als „Sonderdisziplin“ sind die DDR-Forscher seit 1945 mit der Anforderung konfrontiert, sich etablieren und professionalisieren – also „verwissenschaftlichen“ – zu müssen. Bestimmte Institutionen und Publikationsorte, wie etwa die Redaktion des „SBZ-Archiv“, später des Deutschland Archiv in Köln, haben für so etwas wie Kontinuität im professionellen Alltag der DDR-Forscher-Community gesorgt und die stets gefährdete und junge wissenschaftliche Disziplin stabilisiert. An der Forscherbiografie Hermann Webers, der bereits ohne universitäres Studium gemeinsam mit Lothar Pertinax alias Heinz Lippmann seinen ersten Klassiker „Schein und Wirklichkeit in der DDR“ (Stuttgart 1958) publizierte, lässt sich ein individueller Verwissenschaftlichungsprozess anhand eines Mitbegründers des Feldes eindrücklich nachvollziehen.

### III. Akteure und Konjunkturen der DDR-Forschung in der Bundesrepublik seit 1949

Die Arbeit enthält eine Auswahl ausführlicher Passagen aus 23 Interviews, die mit Akteuren der DDR-Forschung durchgeführt wurden. In der „Kleinen Geschichte der Institutionen und Personen der westdeutschen DDR-Forschung“ werden die seit 1945 das Feld prägenden Forscher und Themenkonjunkturen rekonstruiert. Beachtung finden sowohl Insider- als auch Outsiderpositionen der Akteure.

Nachgezeichnet werden die Anstrengungen, die die Wissenschaftler unternahmen, um das Feld zu professionalisieren und an den Universitäten zu institutionalisieren. Hierfür stehen in den Anfängen Thalheim, Stammer, Richert und Lange. Seit den 1950er Jahren entwickelte sich eine paradoxe Bewegung von Verwissenschaftlichung bei gleichzeitiger Beibehaltung biographischer und emotionaler Bindungen sowie stark politisierten Implikationen der Forschungsentwicklung. Erzählt wird die Geschichte des wichtigsten Kommunikationsorgans der „De-De-Errologen“: die zunächst „PZ“, bald darauf „SBZ-Archiv“ und seit 1968

„Deutschland Archiv“ genannte Zeitschrift, die von Ilse Spittmann-Rühle und Gisela Helwig über drei Jahrzehnte redaktionell geleitet wurde.

Die Untersuchung beinhaltet Fallstudien, in denen die historischen Hintergründe der heftig umstrittenen Entfaltung „kritisch-immanenter Ansätze“, die etwa mit den Arbeiten von Peter Christian Ludz in den 1960 und 1970er Jahren verbunden sind, erzählt werden. Die Pointe ist, dass die wissenschaftlichen Deutungsmuster der 1950er Jahre den entspannungspolitischen Bemühungen der 1970er Jahre voran gingen – und somit keineswegs von der politische Nachfrage determiniert waren.

Indes beleuchten die Fallstudien zur Geschichte der DDR-Forschung nicht nur eine Geschichte von Erkenntnisgewinnen und Brüchen, sondern auch diejenige eines wissenschaftlichen Forschungsdiskurses, in dem Emotionen rationalisiert und kritisiert, unterdrückt oder auch instrumentalisiert werden.

Hier schließen Analysen zu den Kontroversen um die Leistungen und Defizite der ‚alten‘ DDR-Forschung vor und nach 1989 an. Besondere Aufmerksamkeit finden die Themen, an denen sich diese Kontroversen zumeist entfachten: dem Verhältnis von Opposition und Repression, insbesondere in bezug auf die Staatsicherheit. Letzteres wurde für die meisten Forscher erst zum Untersuchungsgegenstand, als es nicht existierte, denn vor 1990 war das „Boomthema“ eines für Außenseiter: Allein Karl-Wilhelm Fricke, der vor und nach seiner Entführung durch das MfS im Jahr 1954 ab den 1960er Jahren wieder als Journalist arbeitete, publizierte vor 1989 regelmäßig zum Thema – und selbst er unterschätzte in seinem damaligen Standardwerk „Die DDR-Staatssicherheit“ (Köln 1982) die Organisationsstärke des MfS, etwa die Anzahl der hauptamtlichen Mitarbeiter.

Mit der Analyse der Kontroversen geht es nicht darum, in Frage zu stellen, dass diese für die Geschichtswissenschaft als „never-ending-debates“ konstitutiv sind. Als ‚Mehrwert‘ lässt sich jedoch festhalten, dass wissenschaftliche Kontroversen sich nicht immer als produktiv erweisen müssen. Vielmehr können sie in eine ‚Sackgasse führen‘ und damit wissenschaftliche Stagnation repräsentieren. Sie wird sichtbar, wenn wissenschaftliche Kontrahenten die ohnehin schon vorhandene Polarisierung zuspitzen, Kollegen persönlich attackieren und die Regeln wissenschaftlicher Zitierpraxis ‚über Bord werfen‘ – wie nach 1989 geschehen. Es ging zumindest zeitweise nur darum, vorhandenes Wissen zu entwerten oder einseitig zu ‚verbessern‘, aber nicht mehr darum, es zu vermehren.

#### IV. Fazit

Die kurze Geschichte der westdeutschen DDR-Forschung weist auffällige Brüche bei gleichzeitigen Kontinuitäten in den Fragestellungen, Wahrnehmungen und Bewertungen von DDR-Geschichte auf: Inwiefern kann man von Differenzen innerhalb der DDR-Gesellschaft sprechen? Gab es so etwas wie eine ‚eigene‘ Stabilität der SED-Herrschaft, oder war diese ausschließlich auf die Bajonette der Sowjetunion gestützt? Wichtige Ansätze der 1950er Jahre, die bereits das – auch aktuell diskutierte – Verhältnis von Herrschaft und Alltag fokussierten, sind nicht weiterverfolgt worden.

Deutlich wird aber, dass die Frage nach dem Alltag, dem „Mittun der Menschen“ (Ernst Richert) ein Grundproblem der DDR-Geschichte darstellt. Dies gilt auch für die Forschungsentwicklung: Die Geschichte der westdeutschen DDR-Forschung bleibt ohne den Bezug zu den Menschen, die sie geprägt haben, unvollständig. Die Historisierung der westdeutschen DDR-Forschung von ihren Anfängen bis in die Gegenwart erweist sich als produktives Forschungsfeld an den disziplinären Schnittstellen von Zeit- und Wissenschaftsgeschichte und Sozialanthropologie. Die Untersuchung macht den blinden Fleck in der DDR-Forschung sichtbar, entdeckt ältere Ansätze neu und setzt sie mit den Forschungsanstrengungen nach 1989 in Beziehung.

JENS HÜTTMANN, 1975 in Hamburg geboren, bis März 2006 Stipendiat der Stiftung, wohnt seit 1995 in Leipzig. Bis 2001 Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und VWL an der Universität Leipzig. Von 2003-2005 dort Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft. Während des Studiums Mitarbeiter im Bildungswerk Weiterdenken (Dresden) bei der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“. Seit 2002 am HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg. Die Dissertation, im Oktober 2006 an der Arbeitsstelle für Historische Anthropologie der Universität Erfurt eingereicht, wird im ersten Halbjahr 2007 im Metropol-Verlag (Berlin) veröffentlicht. Email: jens.huettmann@hof.uni-halle.de